

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 20

Artikel: 's "Stettlermüetti"
Autor: Schwendener-Egli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans: Was de?

Bater: Der Hälfer Müsli het vom Morlotläubli us, dert oben a der Rydeggbügg ich es gfi, wo-n-er gwohnt het, dene Befreier zuegluegt, da brätschet näben ihm e Gwehrhuglen a d'Muur. Der Hälfer Müsli het die Chuglen ufgha und i Sack gsteckt. Und no lang het me sen i der Familie soz'fäge als Reliquie ufbehaltet.

Päuli: Wie ich es du wyter gange, wo die Soldate vom Oberscht Effinger fe Munition meh gha hei?

Bater: Churz bevor daß me fe Munition meh gha het, ich trummet worden und ds Füür ygstellt, und mi het wieder agfange mit Verhandle. Ds Comité het der Regierung igni Vorschleg schriftlech ygreicht. — Uunderdessen ich der General von Erlach mit sym Corps o no nachecho und het d'Rosegarte-höchi mit syne Lüt, wo ner no gha het, ghulfe garniere. I der Zyt het's der Oberscht Effinger nid liecht gha: e tüechtigen Offizier, der Herr Kirchbärger, ich mit em Roß, wo scho der Oberscht Effinger het entlehnt gha, den Oberländer entgäge, wo o im Amarsch gfi sy, und der Oberscht Effinger het alei müessen uf alli Achtung gäh, daß sie nid mit de Soldate vo der Stadtbejahung gredt hei ...

Päuli: Süsch wär es de uscho, wie weni Lüt daß da gfi sy.

Bater: Ja, und derwyle het men i der Stadt obe hin- und bargrate. Der französich Gsandte Berniac het zu der Kapitulation grate, will er ganz guet gseh het, daß die Regierung nüt meh hätt chönnen i ds Greis bringe. Der Oberscht Effinger ich du o i d'Stadt gange, wo me d'Kapitulation underschribe het.

Nachhär hei ne die Herre vo der Regierung gfragt, wie viel Lüt daß er eigetlech gha heig. Und wo-n-er gseit het, es syge 223 gfi, da hei die Herren ersich gmerkt, was sie für Gstabine gfi sy ...

Päuli: Hei sie du abdanke?

Bater: Ja; d'Regierung het der Stift usgruumt und ich uf Lausanne züglet, und der alt Staat Bärn ich für ne churzi Zyt wieder sälbständig worde.

Hans: D'Bärner hei allwäg Freud gha, daß das em Herr Oberscht eso guet glungen ich?

Bater: Ja, das alles ich amene Samschtig passiert. Am Sunntig druf het me z'Bärn fei e chly Lüt uf de Gassen atroffe, alles ich inere guete Stimmung gfi. Und am Mäntig ich men i d'Stadt yzoge. Worab der Oberscht Effinger uf em Roß und bindedry alli Beteiligte und e Huuffe Lüt. Alli hei Alhorn- und Eicheloub uf de Hüet treit. Und denn het me wieder einisch der alt Bärnermarsch z'ghören übercho. Mi het ne ja gar lang nümme ghört; er ich ja verbotte gfi.

Hans: Und der Stäcklichrieg ich fertig gfi?

Bater: Die Episode z'Bärn scho. Dir gseht grad, daß me mängisch mit Bluff meh erreicht weder der ander wäg. Der Uffstand ich du no im Seeland änen und gäge Fryburg zue wyter gange, ich aber ohni Erfolg gfi. Es Jahr druf het's du g'änderet.

Päuli: Aber das het ja alles mit em vo Werdt-Stei nüt meh z'tue?

Bater: Rei — das nid!

pj.

's „Stettlermüetti“

Ja, „s Stettlermüetti“ — bei ihm verbrachten wir Dorf-finder gar manche schöne Stunde. Es war sozusagen die Kindsmagd im Dorf. Wenn eine geplagte Bäuerin vor lauter Arbeit keine Zeit für ihre Kinder hatte, dann schickte sie diese einfach zum „Stettlermüetti“. Wenn es draußen regnete und stürmte, so gingen wir zum „Stettlermüetti“. Und „s Stettlermüetti“ hatte immer Zeit. Zum Schnurren seines Spinnrades ertönte mit zitternder Stimme ein Liedchen, und wie der Faden durch seine Hände glitt, so glitten allerlei Geschichten über seine wellen Lippen. Und wenn es gar in die Taschen seines schwarzen, vor Alter aber grünlichgelben Rockes langte, da waren wir selig. Dort wurden stets ein paar Handvoll Birnschnitz und einige Zuckerstücklein aufbewahrt, und diese Sachen waren einfach nirgends so gut, wie beim „Stettlermüetti“. Und wenn wir an den Birnschnitzen kauten oder an den Zuckerstücklein lutschten, dann strahlten unsere Augen, und des „Stettlermüettis“ Augen strahlten mit, und die kleine, niedere Stube wurde zum Paradies.

Als wir größer wurden, fingen wir an, die Zuckerstücklein auf ihre Weiße zu prüfen, und die Birnschnitze wanderten, statt wie früher in den Kindermund, in die Schürzentasche, um draußen weggeworfen zu werden. Nach und nach blieben wir der kleinen Stube fern. Aber „s Stettlermüetti“ ist deswegen nicht einsam geworden, denn es waren genug andere Kinder noch, die an die Hygiene noch nicht so große Anforderungen stellten.

So wurde das „Stettlermüetti“ vielen Kindern des Dorfes zu einem Stück Jugendzeit, und es würde sicher noch manche Handvoll Birnschnitz und Zuckerstücklein verteilt haben, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das im Dorf viel zu reden gab.

„s Stettlermüetti“ hatte nämlich einen einzigen Jungen, und der war seit Jahren irgendwo in Deutschland draußen Melder oder, wie man dort sagt „Schweizer“. Ja, sogar „Ober-schweizer“ wurde er und er hatte einen schönen Lohn. Von Zeit

zu Zeit sandte er seinem „Müetti“ etwas Geld. Aber da kam die Zeit, wo das deutsche Geld im Ausland nicht mehr viel wert war. Wieviel der Junge auch sandte und wie „s Stettlermüetti“ auch sparte, es langte einfach nicht mehr zum Leben. Da es nicht der Gemeinde zur Last fallen wollte, gab es nur eins — ja, es gab nur eins — es mußte zu seinem Jungen ziehen. Auswandern.

„s Stettlermüetti“ auswandern? So alt! Noch nie mit der Eisenbahn gefahren, und nun gleich so weit! Jemers au! Aber es mußte halt eben sein. „In Gottes Namen“, sagte „s Stettlermüetti“ und packte seine Habseligkeiten ein.

Von einer großen Kinderfahrgasse begleitet und mit Ermahnungen und Segenswünschen von der ganzen Dorfbevölkerung versehen, trippelte es zum Bahnhof. Die eine Hand hielt es unter der schwarzen, wollenen Schürze verborgen. Sie behütete in der Tiefe der Rocktasche den Fahrchein und den Paß. Für alles hatte der Junge gesorgt, und es würde es dort sicher gut haben. Und gar so lange werde es ja auch nicht mehr leben müssen. „So, nun adie denn und bhüet Gott!“

„Adie und reif' gut! Adie!“ Der Zug mit dem „Stettlermüetti“ fuhr ab.

In der ersten Zeit fragte man sich noch hie und da, wie es wohl dem „Stettlermüetti“ gehe, ob es noch lebe. Dann aber vergaß man nach und nach das kleine, dürre Weiblein.

Aber eines Tages klopfte „s Stettlermüetti“ am Haus des Präsidenten. Gebückt, müde stand es dort. Kein Wort brachte es über die Lippen. Aber seine Augen baten: „Nehmt mich wieder auf.“ Es hatte es einfach nicht mehr ausgehalten vor „Längizyt“, und es möchte doch lieber daheim sterben.

Lange ist es der Gemeinde nicht mehr zur Last gefallen. Das Heimweh hatte an seinem Herzen gezerrt. Aber ich habe nie ein friedlicheres Totengesicht gesehen, als das vom „Stettlermüetti“. Es hatte ja da h e i m sterben dürfen.

Martha Schwendener-Egli.